



Leben auf kleinstem Raum: Der fensterlose Wohnraum ist nicht viel größer als die Terrasse des Lehmhauses, vor dem Mutter Sarla mit ihrer Tochter Sheva steht.

Foto: Roth

Die Lehmhütten von Rajasthan

Zu Besuch bei den Tribals, einem indigenen Volk in Indien. Das Leben schlägt in einem anderen Takt. Gelassener geht es zu, auch genügsamer als im Westen. Unsere Autorin Pamo Roth wurde von ihrer Gastfamilie herzlich aufgenommen

Eigentlich hatte ich damit gerechnet, dass die Rahmenbedingungen mich an meine Grenzen bringen würden. Die Hitze im indischen Wüstenstaat Rajasthan – samt ihrer beunruhigenden Kobradichte. Oder die kalten Nächte in einer nicht isolierten Lehmhütte – gemeinsam mit einer Großfamilie, zehn Hühnern und vier Ziegen. Vielleicht auch das wahnsinnig scharfe Essen oder die hygienischen Bedingungen.

Doch bei meinem Aufenthalt in einer Familie der Tribals, die zur indigenen Bevölkerung Indiens gehören und oft wegen ihrer Armut auf staatliche Sozialleistungen angewiesen sind, stellte mich vor allem eines auf die Probe: Meine westliche, auf Effizienz ausgegerichtete Ungeduld. Wie kann man nur so genügsam leben? Sich so bewundernswert stoisch einem ereignislosen Tagesablauf widmen, der nur ab und an von Kochen, Ziegen-Melken oder Feldarbeit unterbrochen wird. Ohne Nachrichten, die Zerstreungen des Internets, ohne Fitnessstudio oder Kino? Wie kann man nur so viel Zeit damit verbringen, einfach herumzusitzen? Wie kann man mit so wenig so zufrieden sein?

Bei unserer Ankunft in Udaipur befinden wir – Roland Zielbauer von der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) und ich – uns nicht im Urlaub, sondern nehmen an einem „Exposure- und Dialogprogramm“ teil, das der gleichnamige Verein aus Bonn anbietet. Exposure bedeutet: sich in etwas hineinbegeben. Die Idee des Eintauchens in die Lebensrealität der Armen entwickelte die katholische Kirche in den 1960er Jahren in Asien.

Dies griff die Bundesrepublik in den 1980er Jahren auf, um die Entwicklungshilfe auszubauen, und das alles mündete schließlich in dem 1992 gegründeten Verein und inzwischen 700 Teilnehmern, darunter sind Entwicklungspolitik-Experten, Bundestagsabgeordnete, Bischöfe, Unternehmer und Banker.

Zielbauer und ich sind nun hier in Rajasthan, wo viele im Baumwollanbau am Anfang der Textilverwertungskette arbeiten.

Ein Taxi hat uns eineinhalb Stunden von Udaipur entfernt an einem Feldweg abgesetzt. Von dort führt unsere Übersetzerin Grace uns über holprige Pfade zu dem Lehmhaus unserer Gastfamilie. Ich bin ein wenig besorgt, ob sie mich nicht als Eindringling empfinden werden. Doch diese Bedenken zerstreuen sich bei der herzlichen Begrüßung vor dem Haus. Nach einem allseits gemurmelten „Namaste“ samt leichter Verbeugung bittet uns der 46-jährige Vater Kesu auf dem vor dem Haus stehenden Bett Platz zu nehmen. Seine drei Jahre jüngere Frau Sarla hält sich schüchtern im Hintergrund neben mit ihren beiden Söh-

„Vier Stunden lang ist die zwölfjährige Tochter unterwegs, um Feuerholz um sammeln

ne Kishan (6) und Karan (8). Die Mutter bedeckt ihr Gesicht aus Respekt vor den Fremden mit dem Sari.

Nach wenigen Minuten sind wir umringt von Nachbarn, die unter der Anleitung des nebenan wohnenden Großvaters innerhalb kürzester Zeit zwei Betten zusammenbauen: Acht Hölzer stecken sie zu einem Rahmen mit Beinen zusammen und bespannen ihn mit einem Baumwollband. Fertig. Das Ikea-Prinzip auf Indisch. So schnell haben wir gar nicht den süßen Tee ausgetrunken, der würzig nach Kardamom und Ingwerschmeck und dessen Zuckergehalt eine ganze Mahlzeit erübrigt.

Über das Feld nähert sich die zwölfjährige Tochter Sheva mit einem Bündel Feuerholz auf dem Kopf. Vier Stunden ist sie unterwegs, um es um sammeln und kommt gerade rechtzeitig vor dem Abendessen heim. Gekocht wird auf offenem Feuer in dem fenster- und kaminlosen Wohnraum: Reis

mit feurig-scharfem Dal. Wir Europäer können nicht mehr unterscheiden, ob unsere Augen vom Rauch des Feuers oder vom Essen tränen, während die Familie fröhlich schmatzend und völlig unbeindruckt von der beißenden Schärfe große Mengen Dal mit den Fingern im Mund verschwinden lässt. Der nicht mehr als 15 Quadratmeter große Raum dient gleichzeitig als Küche, Wohn- sowie Schlafzimmer für die Familie, die jetzt wie wir auf dem Lehmbohlen schläft. Mit dabei sind auch die Tiere. Abgeschirmt hinter einem halbhohen Mauerchen lassen die Hühner und Ziegen jedoch entgegen aller Befürchtungen nachts fast keinen Mucks von sich hören. Vater Kesu schläft draußen auf der Terrasse, um die am Haus angebundenen Kühe und Wasserbüffel vor Dieben zu schützen und aufzupassen, dass niemand den Eimer in den Brunnen wirft. Beides wäre eine kleine Katastrophe.

Zwei funzelige Lichter, eines im Haus, eins vor der Terrasse, brennen die ganze Nacht hindurch „um die Ratten zu verscheuchen“, wie Mutter Sarla pragmatisch erklärt. Die Nager wohnen im löchrigen Dach und haben die Teegläser der Familie vom einzigen Regal im Raum geschubst und zerbrochen.

Überhaupt ist der ganze Besitz mit einem Blick zu erfassen: die Ziegen, die Hühner, zwei Kühe und ein Wasserbüffel sowie die beiden Felder vor ihrem Haus. Ein Ast an dem Baum vor dem Haus

dient als Kleiderständer. In der Vorratskammer gibt es noch eine bescheidene Kiste für alle übrige Kleidung. Zusammengenommen nicht mehr, als wir beiden allein für die drei Tage dabei haben. Die Vorräte lagern in Gefäßen. Ein Kühlschrank: Fehlanzeige. Dieser Luxus wäre allein deswegen nicht möglich, weil es nur nachts Strom gibt. Eigens für uns hat die Familie ein Toiletten- und Duschhäuschen mit einem staatlich finanzierten Programm gebaut. Wobei die Dusche aus einem Wassereimer besteht. Das am Morgen eiskalte Wasser nutze ich für eine nur kurze Katzenwäsche. Die Familie wäscht sich weiterhin unter offenem Himmel an der Wasser- tonne.

Nach einem zuckrigen Tee zum Frühstück, der wach und satt bis zum Mittagessen macht, sitzen wir abermals auf den wieder vor das Haus gestellten Betten. Sarla versteckt ihr Gesicht nicht mehr hinter dem Sari und spricht wild gestikulierend mit uns auf Hindi, das uns Grace übersetzt. Wir erzählen ihr vom Winter in Deutschland, zeigen Fotos von unseren Familien, vom Kölner Dom und dem Karneval, den Sarla mit einem ungläubigen Kichern quittiert. Wir tauschen uns über unseren Alltag aus, wie wir arbeiten und leben.

Ihre beiden älteren Töchter, Hema (16) und Bherki (20), mussten sie noch vor einigen Jahren auf die Baumwollplantagen in den benachbarten Bundesstaat Gujarat

schicken, damit sie dort die Blüten per Hand bestäuben. Dafür werden gern Kinder angeworben, weil sie billig und geschickt sind. Oft sind auch unter 14-Jährige darunter, obwohl das offiziell verboten ist. Sie wohnen dort in Camps, arbeiten in sengender Hitze auf Feldern, bespritzt mit Pestiziden, und kommen nach rund drei Monaten Arbeit zurück mit einem Lohn von oft nicht mehr als 300 Euro. Doch weil sie allein von ihren Feldern und Tieren nicht leben können, sind viele Tribal-Familien darauf angewiesen.

Die beiden Töchter arbeiten inzwischen in der Herstellung von kleinen Steinstatuen an der Grenze

„Einige von Shevas Klassenkameradinnen laufen morgens 14 Kilometer bis zur Schule

zu Gujarat, wo sie ein wenig besser verdienen. Doch das reicht gerade, um die Familie über Wasser zuhalten. Sie haben nur die 5. Klasse erreicht und werden daher womöglich immer nur im Niedriglohnssektor arbeiten können.

Ganz anders die zwölfjährige Sheva. Sie könnte eine Chance für die Familie sein. Emsig wuselt sie um uns herum, jagt die Ziegen und Hühner aus dem Haus, fegt den Boden, sammelt den Kuhdung ein, um ihn zu trocknen und zu verfeuern. Bringt die Kühe und Wasserbüffel wieder auf das Feld. Wäscht das Geschirr. Doch plötzlich steht sie strahlend vor uns in blitzblanker und gebügelter Schuluniform, stolz und glücklich, in die Schule gehen zu können.

Wissbegierig will sie alles über unser Land erfahren. Welche Tageszeit dort aktuell herrscht oder wie es ist, mit einem Flugzeug zu fliegen. Gebannt schaut sie mir beim Kindle-Lesen über die Schulter und flüstert die Buchstaben einer fremden Sprache. Derzeit kann sie noch über ein Stipendium die weiterführende Schule

besuchen, da die Schulen nur bis zur 5. Klasse kostenfrei sind. Auf die Frage, was sie später mal werden will, antwortete sie ohne zu zögern: „Ärztin!“ Doch die Chance, dass ihr Vater das wenige Geld in ihre Ausbildung investiert, ist gering. Und schon läuft sie mit ihrer Freundin über das Feld zur Schule, die vielleicht eine Stunde Fußweg entfernt liegt. Einige ihrer Klassenkameradinnen müssen morgens 14 Kilometer dorthin laufen.

Derweil sitzen wir immer noch vor dem Haus. Ungeduld treibt uns zu Unternehmungen. Wir besuchen die Schule, Kesu bei der Feldarbeit und den Markt im nahe gelegenen Dorf. Verbringen viele Stunden der Tage mit Herumsitzen. Und Tee trinken. Abends am Feuer, als Sarla das Essen kocht, beschwert sie sich über ihren Mann, der nach der Feldarbeit mal wieder nicht nach Hause gekommen ist, sondern mit seinen Freunden etwas trinkt. Laut Grace ist Alkoholismus unter Männern ein weit verbreitetes Problem bei den Tribals. So kümmere sich Kesu auch nicht darum, das löchrige Dach zu reparieren, in dem die Ratten hausen. Sobald in zwei Monaten der Monsun beginnt, wird es hineinregnen und die Familie im Nassen wohnen müssen.

Zu dem Zeitpunkt sind Roland Zielbauer und ich schon längst wieder hinter Dreifachverglasung und in den zentralbeheizten vier Wänden, in denen das Licht nicht brennt, um die Ratten zu verscheuchen. So verließen wir die Familie mit der Erfahrung einer fast grenzenlosen Gastfreundschaft – das Wenige, das sie hatten, teilten sie. Und kehrten zurück in ein Land, das fremde Menschen teils zwar willkommen heißt und freundlich aufnimmt. In dem teils aber auch Fremde, die nur in die Nachbarschaft ziehen, feindlich angegangen, sogar angegriffen werden. Und der Gedanke, mit völlig Fremden wenn auch nur für Tage das eigene Wohn- und Schlafzimmer zu teilen, ist für die meisten doch sehr befremdlich.

Armut auf Zeit

Exposure- und Dialogprogramme sind Fortbildungs- und Dialogangebote zu nachhaltigem Handeln für Entscheider aus Politik, Wirtschaft, Kirche und Gesellschaft. Die Teilnehmenden leben und arbeiten mehrere Tage bei von Armut und Benachteiligten betroffenen Menschen. So wird ein ungewöhnlicher Perspektivwechsel mit einem ganzheitlichen Bezug möglich, der da-

zu anregt, eigene Wertemuster zu hinterfragen.

Unsere Autorin Pamo Roth hat als Pressesprecherin von „Femnet“ (die Organisation setzt sich für bessere Arbeitsbedingungen und Sozialstandards in der Textilindustrie ein) an dem „Exposure“-Programm teilgenommen. (ksta) www.edpev.de www.femnet-ev.de